

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 12 (1944-1945)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

«L'ARCHE»

Mitte Juli trafen aus Algier die beiden ersten Nummern der Monatsschrift «L'Arche» bei uns ein. Als wir damals ihren Inhalt studierten, wollte sich unser trotz aller berechtigter Hoffnungen immer wieder ein leiser Zweifel bemächtigen. Trieben die in der nordafrikanischen Hafenstadt exilierten Männer nicht etwa Politik und Kultur «in der Retorte»? — Die jüngsten Ereignisse haben nun manche bange Fragezeichen, welche man hinter das Problem Frankreich setzte, zu vielversprechenden Ausrufszeichen gehämmert, und langsam scheinen sich die Verheißungen der «Arche» zu erfüllen. So ist, wenn nicht alles trügt, diese Revue dazu berufen, die Kontinuität der wahren französischen Kultur fortzusetzen und dem sich erhebenden Lande eine geistige Richte zu geben. (Die von den «valets de plume» der Besetzungsmacht redigierten Periodica des Mutterlandes werden die Zeit wohl höchstens als Illustrationen zur journalistischen Gesinnungslosigkeit überdauern.)

In der «Arche» kommen Stimmen aus dem Chor der französischen Geister zum Wort, deren langes Schweigen uns beunruhigte, weil gerade sie uns wesentliche Anregung vermittelten. Unter dem Patronat André Gides haben sich auf dieser Arche, welche das Mittelmeer wohl bald überqueren wird, Männer wie Maritain, Bernanos, Saint-Exupéry, Jean Jouvenille, Pierre Emmanuel u. a. vereinigt.

Wie Gide in einem «appel» schreibt,

stellt sich die neue Zeitschrift die Aufgabe, der Welt «l'irréductible vitalité de la spiritualité française» zu beweisen. Daß die Herausgeber in der Verwirklichung ihres Vorhabens schon Erfolge buchen können, wollen wir kurz aufzudecken versuchen.

Die Frage, ob die Männer der «Arche» aus den jüngsten Ereignissen eine Lehre gezogen haben, muß unbedingt bejaht werden. Für jene Wandlungen allerdings, die gewisse Literaten sofort nach dem «débâcle» durchmachten (oder inszenierten), hat Gide nur ein weises Lächeln übrig. Vergeblich wird man also nach einem erniedrigenden mea culpa eines Intellektuellen Ausschau halten. Aus der «Arche» spricht eine Gesinnung, die nicht einem Selbstmord des «clercs» gleichkommt. Zwei Beispiele mögen dies erhellen.

In einer Kritik über sein neuestes Werk «La grande épreuve des démocraties» wird Julien Benda mit strengen Vorwürfen überschüttet. Wenn Benda schreibt: «La vraie démocratie ne pourra sortir que d'une victoire sur la nature et l'histoire», so weist der Kritiker mit Recht darauf hin, daß der Bruch mit allen materiellen Gegebenheiten große Gefahren in sich birgt. Der reine, aber marklose Rationalismus Bendas, der viele Anhänger unter den französischen Intellektuellen zählte, kann nie zur befreienden Tat durchstoßen. Die Lehre eines «abstrakten Humanismus», die sich durch eine totale «carence du passionnel» auszeichnet, bleibt ewig in der Debatte stecken.

Ein solcher Gedankengang wäre vor dem Kriege kaum möglich gewesen.

Aus der «carence du passionnel» leitet der Kritiker die Notwendigkeit einer «mystique» ab. Eine ähnliche Forderung wird auch von André Philip in seinem Aufsatz «Conditions d'une Rénovation Française» erhoben: «A la base de toute politique, il y a une morale, ce que Péguy appelait une mystique.» — Uebrigens wird die «carence du passionnel» kein Problem mehr sein im Frankreich von morgen, denn im Mutterland hat sich ein Meer von Leidenschaft (im wörtlichsten Sinne!) angesammelt...

Ein weiterer Anhaltspunkt für die allgemeine Tendenz der «Arche» ergibt sich aus der Beurteilung von Giraudoux. Unter dem Titel «Tombeau de Jean Giraudoux» setzen sich Gide und andere Autoren mit dem Werk des kürzlich Verstorbenen auseinander. Auf der einen Seite würdigen sie seine Kunst: «Il a... désempoigné notre littérature des fondrières du naturalisme», schreibt Gide. Auf der andern Seite üben sie an diesem «enchanteur souriant» scharfe Kritik, welche natürlich nicht nur die Person des Dichters, sondern eine weitverbreitete geistige Einstellung überhaupt trifft. «A son intelligence se mêlait le dangereux don de briller, à ses inspirations la virtuosité.» Auch in diesem Satz glauben wir eine Anklage zu vernehmen: «Il s'est plu, par une gentillesse merveilleuse, à travestir la tragédie humaine en féerie à la Watteau.» Bevor Frankreich aus seinem «repos complaisant dans tant de qualités charmantes» (Gide) aufgerüttelt wurde, konnte Giraudoux sein Werk unbehelligt fortsetzen. Heute würde seine ironische Betrachterrolle und sein Mangel an menschlichem Mitgefühl fast als Verbrechen ausgelegt. In einer Zeit, die Entscheidung fordert, könnte er dem Vorwurf des Aesthetizismus nicht entgehen.

Von den politischen Beiträgen kommt dem schon erwähnten Aufsatz «Conditions d'une Rénovation Française» besondere Bedeutung zu. Gehört doch ihr Verfasser André Philip zu den einflußreichsten Staatsmännern von Algier. Was seinen Ausführungen überdurch-

schnittlichen Wert verleiht, ist eine seltene Verbindung von hoher Gesinnung und Realismus.

Zunächst definiert er allgemein das Wesen der Politik: «La politique en effet ne s'identifie pas à la cuisine électorale... Elle est l'art de réaliser un idéal moral en tenant compte des limites fixées par les circonstances économiques et par l'équilibre des forces sociales en présence... Elle ne doit jamais s'abaisser jusqu'à n'être que le reflet de l'équilibre des forces existantes, car alors elle ne serait plus de la politique, mais seulement de l'administration... Refuser de voir le réel, c'est faire de l'utopie, mais renoncer à l'idéal, c'est trahir la nation même, dont on se prétend compta-ble.»

Auf die zukünftige französische Politik anspielend, fährt Philip fort: «La France, c'est avant tout la liberté.» Er fordert eine «nouvelle déclaration des droits de l'homme, adaptée à la réalité sociale présente». Inwiefern sein wirtschaftliches Programm, welches stark kollektivistischen Einschlag besitzt, diese Freiheit antastet, bleibt ein Rätsel. Nach ihm muß die staatliche Kontrolle der Wirtschaft um der Gerechtigkeit willen noch lange beibehalten werden. Im Gegensatz zu dem, was er den «romanisme réactionnaire de Vichy» nennt, befürwortet er eine systematische Industrialisierung des Landes. Auch die Güterverteilung Frankreichs bedürfe einer grundlegenden Umgestaltung: «La multiplication du nombre des intermédiaires, des petits détaillants en particulier, crée pour l'appareil productif une charge insupportable.» In der vierten Republik wird also die Poesie des Kleinhändlers verschwinden, wie sich überhaupt ein gewisser Radikalismus anzukünden scheint. Daß André Philip sein Ideal der persönlichen Freiheit nicht preisgeben will, steht dabei außer Zweifel. Im alliierten Lager vertritt man eben eine optimistischere Auffassung über den Einfluß des Kollektivismus auf die Demokratie. (Vgl. auch Eduard Benesch «Demokratie heute und morgen».)

In diesem Punkt wird jeder Einsichtige André Philip zustimmen: Sollte sich aus der gegenwärtigen Krise der Demokratie eine «barbarie du social déifié» entwickeln, dann würde dies einen ungeheuren Rückfall der Menschheit darstellen.

Das zweite Heft der «Arche» bringt die Fortsetzung von Gides «Journal». Mit wachsender Spannung lesen wir, was der bald fünfundsiebzigjährige Dichter während der tragischen Mai- und Juni-tage 1940 denkt und fühlt. Der folgende Eintrag soll dartun, daß Gides Tagebuch immer noch als «Seismograph des europäischen Gewissens» angesehen werden darf. «18 mai. Nuit admirable. Tout se pâme et semble s'exstasier dans la clarté d'une lune presque pleine. Les roses et les acacias mêlent leurs parfums. Les sous-bois sont étoilés de lucioles. Je songe à tous ceux pour qui cette nuit si belle est la dernière et je voudrais pouvoir prier pour eux. Mais je ne comprends plus bien ce que ces mots: Prier pour quelqu'un veulent dire ou plutôt je sais qu'ils ne peuvent plus rien dire pour moi... Mais mon cœur est gonflé d'amour.» Nur wer Frankreichs innerstes Wesen erkennt, wird sich an diesem rührenden «je voudrais pouvoir prier» stoßen. Denn gerade durch dieses Bekenntnis reiht sich Gide unter jene Franzosen, die in Montaigne ihren geistigen Vater erblicken. So wie die Erben Pascals, des andern Exponenten der französischen Kultur,

unbeirrt an ihrem Glauben festhalten, so verfolgen die großen Moralisten, zu denen wir Gide rechnen müssen, ihr Ideal der intellektuellen Geradheit, der «sincérité». Noch vor kurzer Zeit bezeichnete man diese Haltung als «verlorenen Posten des Geistes» und sprach nur von ihren Auswüchsen (etwa dem Szientismus). Heute nach dem großen «Dammbruch der Affekte» besitzt sie wieder mehr Aussicht auf Anerkennung. Die erhabenen Vertreter der beiden Richtungen reichen sich übrigens oft die Hand. Gerade die vorliegende Zeitschrift, wo der individualistische Gide und der katholische Maritain zusammenarbeiten, liefert mehr als einen Beweis dafür.

Haben die in Algier exilierten französischen Geister das Recht, sich als Vertreter ihrer Nation auszugeben? Zahlreiche Zeugnisse — Reportagen über die Methoden der Widerstandsbewegung, Briefe von Deportierten und «poèmes de la résistance» — beweisen, daß sie in enger Verbindung mit ihrem Volke stehen. In einem Brief, wo sich zarte Poesie und glühende Menschenliebe auf wunderbare Weise verschmelzen, wendet sich Saint-Exupéry an die im Mutterland verbliebenen Landsleute: «...Il n'est pas de commune mesure entre le combat libre et l'écrasement dans la nuit. Il n'est pas de commune mesure entre le métier de soldat et le métier d'otage. Vous êtes les saints.»

PAUL ROTHENHÄUSLER

ZUR KUNST UND KULTUR DER ANTIKE II

«LEGENDE VON HOMER, DEM FAHRENDEN SÄNGER»¹

Neben der gewichtigen Homerliteratur ist dieses scharmante Büchlein¹ ein

¹ Uebersetzt und erläutert von Wolfgang Schadewaldt. Verlag Koehler und Amelang, Leipzig 1942.

fröhlicher Schnörkel — ein antikes Volksbuch, in altertümlichem Stil, aber wohl erst in christlicher Zeit geschrieben und dem Vater der Geschichte, Herodot, unterschoben. Es erzählt den Lebenslauf des armen Sängers Homer. Ganz im Sinn antiker Verfasser schiebt der Herausgeber auch noch die Ge-

schichte vom Wettkampf des Homer und Hesiod ein — ein Paradestück rhetorischer Schlagfertigkeit, das sich die Namen der beiden berühmten Dichter borgt, die schwerlich Zeitgenossen waren. Die Lebensbeschreibung gibt in naiver Fassung das Gleiche, was heute die Literaturgeschichte oft in anspruchsvollerer Fassung versucht: die Erklärung des Werkes aus der Biographie des Dichters. Mit hanebüchenem Rationalismus wird dargelegt, wie der Dichter Homer alle Leute, die ihm im Lauf seines Lebens Gutes erwiesen hatten, damit belohnt, daß er sie unter die Helden seiner Geschichte aufnimmt, den Mentos, der dem vaterlosen Knaben erlaubt, ihn auf seinen Meerfahrten zu begleiten und so die Welt kennenzulernen, den Mentor, der ihn pflegte, als er von dem Augenübel befallen wurde, an dem er später erblindete, seinen Lehrmeister im Dichten, Phemios — und so fort. Als gebrannte Kinder haben wir es schwer, das Rührende solcher Aufklärung zu genießen, und doch ist sie eigentlich nur ein Nachzügler jener grandiosen Naivität, mit der die alten Griechen bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten nach dem Warum fragten, wo sich alle anderen Völker mit schönen mythischen Bildern zufriedengaben. Am Anfang dieses Wissenwollens stehen die komplizierten Genealogien und Aitiologien der Frühzeit — am Ende steht die ganze moderne Wissenschaft und Technik. Vielleicht ist ein fernes Nachklingen der unteren, mythischen Gewölbe gerade noch leise vernehmbar, wenn es heißt, das vaterlose Kind sei zuerst mit dem Namen des Flusses Meles genannt worden, an dem es die Mutter geboren hatte. So schillert das Bild Homers zwischen den Extremen eines unter die Götter versetzten Halbgottes und eines alten Väterchens, das von Stadt zu Stadt wandert und von den Lausbuben geneckt wird. Viel geschichtlichen Wahrheitsgehalt hat man diesen Geschichten bisher nicht zugetraut, heute ist die Wissenschaft wieder eher geneigt, der volksmäßigen Ueberlieferung die Bewahrung

ältesten Wissens zuzutrauen, und so hält es der Herausgeber für nicht unmöglich, daß etwa einige der eingestreuten Verse oder die Kunde von Smyrna, als dem Geburtsort Homers, und von seinem Grab auf Ios bis ins siebente Jahrhundert hinaufreichen könnte — also bis nahe an die homerische Zeit, die Schadewaldt in die zweite Hälfte des achten Jahrhunderts legt. Ein amüsantes Büchlein, das die Antike von einer für viele Leser wohl überraschenden und heiteren Seite zeigt.

PATROKLOS

Ein umstrittenes Buch¹, das trotz den Einwänden, die die klassische Philologie wohl mit Recht gegen einige Thesen der Verfasserin vorbringt, zu den lesenswertesten neueren Schriften über griechische Kultur gehört; denn seine Vorzüge werden durch seine Irrtümer nicht aufgehoben. Seit Goethes Zeitgenosse F. A. Wolf die «homerische Frage» aufgeworfen hat, das heißt die Frage nach der Einheit der homerischen Epen, ist diese nicht mehr zur Ruhe gekommen, und die Wissenschaft hat, wie das ihre Aufgabe ist, in liebevoller Kleinarbeit alle erdenklichen Spezialprobleme erörtert, die mutmaßliche Entstehung der Texte aus ursprünglich selbständigen Heldenliedern älterer und jüngerer Zeit, den Zusammenhang zwischen den archäologischen Funden und dem bei Homer beschriebenen Kulturinventar, die regionale Lokalisierung der homerischen Sprache, inhaltliche Unstimmigkeiten, und über diesen und ähnlichen Interessen ist das Gesamtbild fast etwas verblaßt. Die Verfasserin streicht — übrigens mit umfassender Kenntnis der Homerliteratur — die Ergebnisse dieser Forschung wohl allzu summarisch zusammen, sie datiert

¹ Gedanken über Homers Dichtung und Gestalten, von Renata von Scheliha. Basel, Benno Schwabe & Co., 1943.

den Dichter Homer in die spätmykenische Zeit zurück, er habe etwa 130 Jahre nach dem trojanischen Krieg gelebt, vor der Einwanderung des dorischen Stammes, der dem achäischen Reich ein Ende machte. Die Zustände, die er schildert, habe er also zum Teil noch selbst erlebt, zum Teil aus noch frischer Ueberlieferung erfahren. Das widerspricht der heute ziemlich durchgedrungenen Annahme, Homer habe um 800 gelebt, und seine Gedichte hätten mehr als hundert Jahre später in Athen ihre endgültige Fassung gefunden, nicht die ausgehende mykenische Zeit spiegle sich in seinen Epen, sondern jene frühgriechische Epoche, die man nach der Dekorationsart ihrer Tongefäße die «geometrische» nennt — wobei freilich zuzugeben ist, daß das Verhältnis dieser Epoche zur vorhergehenden mykenischen zu den undurchsichtigsten, nur durch Hypothesen zu beschwichtigenden Problemen der griechischen Kulturgeschichte gehört. Wie weit ein radikaler Bruch vorliegt, wie weit und in welcher Form Mykenisches in Religion, Sitte, Sagenüberlieferung und Kunsthandwerk weiterlebt, ist erst bruchstückhaft zu erschließen, so daß auch die andere Datierung nicht mehr als eine größere Wahrscheinlichkeit vor der hier durch viele Einzelheiten gestützten voraushaben kann.

Die Erörterung solcher Fragen ist aber im vorliegenden Buch nicht die Hauptsache, sondern die Betrachtung der dichterischen Komposition und des ihr zugrunde liegenden Weltbildes im ganzen. Mit einem großen Blick für das Wesentliche und zugleich mit liebevoller Eindringlichkeit wird der Aufbau der großen Epen analysiert, und selbst derjenige, der mit ihnen einigermaßen vertraut ist, wird auf viele Schönheiten aufmerksam gemacht, die ihm entgangen waren.

Scheliha zeigt, wie kunstvoll gewisse Stellen späterer Gesänge in früheren vorbereitet werden und, wie Späteres auf Früheres zurückverweist, wie zwischen Ilias und Odyssee viel stärkere Gemeinsamkeiten bestehen, als oft an-

genommen wird, so daß sie es wagen kann, beide Gedichte wieder dem gleichen Verfasser zuzuschreiben, wie dies die große Mehrzahl der griechischen Gelehrten und nicht nur die öffentliche Meinung des Altertums tat. Gegenüber einer Auffassung, die in Homer nur einen Sammler und Bearbeiter vorhandener Heldenlieder sehen wollte, oder den Schöpfer von Gedichten, die von späteren Bearbeitern zusammengefaßt und stark verändert wurden, tritt die Verfasserin mit Nachdruck für die unmittelbare Autorschaft und die große Dichterpersönlichkeit Homers ein, wobei diese fast bis zur Hybris zum Stifter eines neuen Weltbildes überhöht wird, unter Vernachlässigung der Tatsache, daß auch das größte Genie in seiner Leistung auf jene kulturellen Möglichkeiten angewiesen ist, die ihm seine Zeit und Umgebung bietet. Es mindert den Ruhm der großen Künstler nicht, wenn man sie nicht nur als die Ausnahmemenschen sieht, die sie freilich sind, sondern außerdem als die Wortführer aller Strebungen, die in einer dumpferen Form unter ihren Zeit- und Volksgenossen nach Aeufserung drängen — was sie ebenfalls sind.

Sehr schön und überzeugend zeigt die Verfasserin, wie stark Homer die alten, aus mykenischer Vorzeit stammenden Sagenstoffe verändert hat in der Richtung auf jene essentiell griechische Menschlichkeit, die nachmals Homer als ihren größten Dichter feiern sollte. Die Darstellung stellt das durch Homer neu geformte Bild des Menschen und der Götter in den Mittelpunkt, und sie sieht in ihrer einheitlichen Durchführung das stärkste Argument für die Einheit beider Gedichte. Homer hat aus den vorgefundenen Sagenstoffen die alten, märchenhaften, aber auch die grausamen Züge getilgt, er hat den Göttern den Charakter schrankenloser Willkür und düsterer Dämonie genommen. Das wird an einer Reihe ausgezeichneter Einzeluntersuchungen dargelegt, die zugleich einen Einblick in das Verhältnis der homerischen Epen zu den verlorenen «kyklischen» Epen gibt, die

jene Ereignisse des trojanischen Krieges erzählt haben, die Homer nicht mitteilt. Diesen nicht-homerischen Epen lagen die gleichen Sagenstoffe zugrunde; aber die geringeren Dichter, die sie aufgriffen, hatten nicht die Kraft Homers, um sie veredelnd umzuformen, und so bewahren diese, obschon jüngeren, kyklischen Epen die Sagen in altertümlicherer Form, in welcher sie später zum Rohstoff für die griechischen Tragiker werden.

Ihren schönsten Ausdruck findet die Humanität Homers in der Schilderung der Freundschaft zwischen Achilleus und Patroklos. Die Verfasserin betrachtet diesen Abschnitt selbst als die Quintessenz ihres Werkes, das von ihm seinen Titel hat. Zwar wird hier dem Stoff doch wohl Gewalt angetan: gerade bei Homer ist von solchen Freundschaften und von Knabenliebe viel weniger die Rede als in spätarchaischer und klassischer Zeit, wo diese, die Nachwelt befremdenden Verhältnisse eine konventionelle gesellschaftliche Stilisierung erfahren; auch setzen derartige Sitten eine kollektive Bereitschaft voraus, so daß sie nie von einem Einzelnen gestiftet werden können. Aber auch hier werden in der Freundschaft der beiden Helden so viele psychologische Feinheiten aufgezeigt, daß trotz allen Fragezeichen genug des Wertvollen und Beständigen stehen bleibt. Unnötig wirkt bei der so noblen Gesinnung des Buches die Polemik gegen die altdeutschen Epen, und die bei der sonstigen reichen Dokumentierung auffällige Vernachlässigung gerade der deutschen Homer-Literatur — aber das ist im Rahmen des Ganzen nebensächlich. Das Buch ist hervorragend geeignet, gerade auch gebildete Laien mit der Welt und dem Wert der Griechen bekannt zu machen; denn hier erscheint Literaturgeschichte und Philologie nicht als Selbstzweck, sondern als das Mittel, die für die Entwicklung der europäischen Kultur entscheidende griechische Menschlichkeit deutlich zu machen.

PETER MEYER

CHARLES PÉGUY

PARIS (1907)

«Pour nous, Français, ville de France la plus française, la plus profondément, la plus essentiellement, la plus authentiquement; la plus traditionnellement française; une province à elle toute seule, une vieille province française; et non point seulement capitale du royaume, mais capitale d'elle-même, d'elle-même province, et, autour, capitale aussi de cette autre, de cette voisine admirable province que fut l'ancienne Ile de France...

Et pour tout le monde la ville du monde la plus insupportablement cosmopolite; une orgie des nations; un carrefour le plus banal du monde; un caravansérail des peuples; la plus antique des Babel modernes, la confusion des langues; la plus moderne des Babel antiques; un boulevard où on parle tout excepté français. Surtout quand on se met à y parler parisien...

Ville du plus d'ordre et du plus de désordre; du plus grand ordre, du seul qui soit véritablement réel; apparemment du plus grand désordre; réellement du plus grand désordre, du seul fécond...

De sorte qu'on n'a jamais vu dans l'histoire du monde une ligne droite faite d'autant de courbes, d'autant de brisures et d'autant de brisés, une création, une créature aussi continue faite d'autant de discontinu, un droit chemin fait d'autant de chemins de traverse, une vertu faite d'autant de fautes, une ligne droite poursuivie aussi infailliblement; aussi sévèrement, aussi sérieusement, aussi strictement assurée par autant d'incertitudes apparentes et réelles, par autant de fausses et de vraies aberrations....

...Capitale de la luxure. Capitale de la prière. Capitale de la foi. Capitale de la charité. Capitale de tout.

Capitale aussi de la gloire (temporelle). Mais qu'est-ce que la gloire après tout cela.»